

Gottfried der Schmied [Schluss]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verlieren, nur gewinnen. Bis einmal auch ihm die Stunde kommt, wo er die Käfigtür offen findet und mit einem letzten Herzklopfen dem Unzulänglichen entschlüpft.

Wer dann für einen Menschen von unsrer Art in der Bibel und in andern

Büchern nach einem guten Spruch und Ausruf fahndet, der nicht alles sagt und sagen will, aber den holdesten Glanz der Sache doch im Spiegel fängt, der wird wohl nirgendwo einen bessern finden als den Psalmvers: „Der Strick ist zerrissen, der Vogel ist frei.“

Der Regen fällt . . .

Der Regen fällt, und die Schatten, die Schatten stehn,
Und mein Herz ist ein Nachklang von Stimmen, die sterben gehn,
Von Seufzern im Mondlicht, von Liedern im Sternenschein,
Und mein Herz ist ihr Nachklang, und mein Herz ist allein und allein.

Der Regen fällt, und ein Grab, ein Grab ist die Nacht,
Von verstürmten Fahnen, von zerrissenen Wimpeln bewacht,
Von welken Rosen, von modernden Kränzen schwer —
O Nacht, o Grab, wo kommen die Toten her . . .

Der Regen fällt, und die Schatten drängen sich stumm —
O, bin ich gestorben, gestorben und weiß darum?
Die Schatten drängen, der Regen rinnt und rinnt —
Laß uns weinen, o Seele, die wir lebend begraben sind.

Victor Hardung, St. Gallen.

Gottfried der Schmied.

Erzählung von Paul Altheer, Zürich.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es ging gar nicht lange, bis Gottfried einmal des Vormittags den Weg in den „Sternen“ fand.

„Du bist mir halt schon immer der Liebste gewesen!“ sagte Emma in ihrer einfachen Art und guckte ihm tief in die Augen.

Gottfried mußte nur immer wieder zu sich sagen: „Nein, aber auch! Was das für eine Liebe ist, die Emma!“ Er konnte es gar nicht begreifen, daß sie zwei sich nun wirklich und wahrhaftig lieb hatten. „Wie zwei richtige Liebesleute!“ brummte er immer wieder, tiefsinnig lächelnd, vor sich hin und wunderte sich, wie das auf einmal so gekommen war. „Halt wie in einem Roman drin, wie sie im Wochenboten manchmal gedruckt sind,“ machte er und schüttelte leise den Kopf.

Emma nahm die Sache von der praktischen Seite und meinte: „Was wohl meine Eltern und dein Vater dazu sagen werden?“

Ein Schatten glitt über Gottfrieds Gesicht, als er seinen Vater nennen hörte. Mit ruhiger trockener Stimme sagte er: „Was werden sie sagen? Halt freuen werden sie sich!“

„Meinst du? Und wenn sie sich nicht freuen sollten, dann wäre mir das auch gleich. Deswegen hätte ich dich doch lieb, Gottfried!“

Dann kamen sie miteinander ins Spintisieren und ins Planen.

Drei schwerfällige Fuhrknechte polterten in die Stube und setzten sich in der entgegengesetzten Ecke an den für sie reservierten runden Tisch. Emma eilte hin und wieder und versorgte die hungernden und dürstenden Gesellen mit Speise und Trank, wie sie beehrten. Und dann saß sie mit einem Mal wieder neben ihrem Gottfried und guckte ihm lächelnd ins Gesicht. Die Knechte, die dem jungen Burschen die schöne Gesellschafterin nicht gönnten und sich wohl auch ein bißchen zurückgesetzt

fühlten, fingen an, in halblaut geführter Sprache faule Wiße über das Paar zu machen. Die beiden lächelten sich an und taten, als hörten sie nichts.

„Ist das nicht der Gottfried Hartmann aus der Schmiede?“ fragte einer die andern beiden, und Gottfried, der einen flüchtigen Blick hinüberwarf, erkannte den Knecht, der an jenem Vormittag mit seinem Vater gekommen war, um das Pferd beschlagen zu lassen.

„Ja, ja, gewiß!“ „Natürlich!“ gaben die beiden zurück.

„Der fängt auch schon am Vormittag an wie der Alte,“ warf der Knecht wieder hin, so laut, daß die beiden jungen Leute in der andern Ecke wußten, daß es auch für sie bestimmt war.

Gottfried bekam einen roten Kopf und biß sich auf die Lippen. Ein begütigender Blick seines Mädchens beruhigte ihn so weit, daß er sich zu beherrschen vermochte und schwieg.

„Ja, der Alte! Der meint auch, er habe den Tag nicht am rechten Zipfel angepackt, wenn er nicht schon zum Mittagessen einen Gespanen mit nach Hause bringt. Wißt ihr, so einen halt, den man gratis bekommt auf einen schlecht eingeweihten Dreier Trester!“

Die beiden andern Knechte lachten herausfordernd auf diese Anrempelung ihres Kameraden.

Da fühlte Gottfried, wie eine große Wut über ihn kam. Er sah noch, wie ihm Emma einen tiefen, fragenden Blick zuwarf. Dann wußte er nichts mehr, als daß alles auf dem Spiele stand, daß er diesen Schimpf von sich abtun mußte, wenn er sich nicht vor Schande in den Boden verkriechen wollte. Er sprang auf, daß sein Stuhl polternd hinter ihm auf den Boden fiel, stemmte beide geballte Fäuste auf die Tischplatte; seine Augen blitzten und schienen aus ihren Höhlen heraustraten zu wollen. Sein Mund zitterte und zuckte, und die Falte zwischen seinen Brauen wurde tief und drohend. Seine Stimme donnerte den Spötter an: „Das ist denn aber ein Lug, was Ihr da sagt!“

Wie auf ein Kommando sprangen die drei Knechte auf. Emma schaute ängstlich in Gottfrieds Gesicht und dann wieder zu dem kampfbereiten Trio hinüber.

Der Spötter stampfte mit seinen schwer genagelten Stiefeln auf Gottfried zu, pflanzte sich herausfordernd vor ihm auf und reckte kampflustig die Arme.

Gottfried stand da, etwas vornüber gebeugt, wie ein zum Sprung ausholendes Raubtier. Seine Augen flammten, und in seinen Mundwinkeln hochte eherne Wut. Jeden Augenblick mußten seine geballten Fäuste dem Knecht ins Gesicht schlagen.

„Du willst mich schlecht machen, du?“ drohte der Knecht mit dumpfer Stimme und drängte sich näher an Gottfried heran.

Gottfrieds Arme zuckten; in den Augen blitzte der Entschluß zur Tat. Der Knecht stand bereit, dem ersten Schlag auszuweichen und ihn gleichzeitig zu erwidern.

Da erklang aus dem Winkel, in dem die zwei andern Fuhrknechte noch immer zum Eingreifen bereit standen, höhnisches Lachen, das trotz seinem aufreizenden Tone für den Augenblick wie Befreiung wirkte. Sie deuteten mit ausgestreckten Armen auf die Straße und schüttelten die Köpfe vor schadenfroher Lustigkeit. Unwillkürlich wandten auch die beiden kampfbereiten die Blicke nach dem Fenster und sahen die schwankend einhertappende Gestalt des alten Hartmann in der Richtung nach der Schmiede hin die Straße messen. Und hinter ihm zog ein johlender Schwarm fröhlicher Kinder die Straße einher ...

Das Gesicht Gottfrieds wurde weiß wie ein Leintuch. Einen Augenblick stand der Jüngling wie versteinert in der Stube. Dann griff er nach seiner Mütze und stürmte hinaus. In seinen Augen, die weit aufgerissen waren, zitterte ein fremdes, unheimliches Licht, daß keiner wagte, seinen Weg zu kreuzen.

Gottfried eilte dem Dorf zu, gradaus, mitten über den Kirchplatz, die Bergstraße hinan, immer gradaus, und wer ihn sah, der drehte sich verwundert um und schützelte den Kopf.

„War das der Gottfried Hartmann? War das der Schmied?“

Keiner wußte es anders, und doch hatte ihn keiner, bis zu diesem Tage, so gesehen. Gottfried lief, lief, bis seine Beine ihn nicht mehr trugen. Dann sank er hin, hoch über dem Dorf, auf halbem Weg zum

Berggründen, von dem aus man hinunter schaute in ein weites Tal mit blauem See und grünen Säumen.

Nun lag er mit geschlossenen Augen und fühlte die Sonne im Gesicht und hörte das Summen der Fliegen, der Käfer und Mücken wie eine fremde Melodie durch doppelt verschlossene Türen klingen: ganz leise, ganz fern, ohne Takt, ohne Stärken, nur lind ineinander verwobene, ferne, ferne Töne ... Da vergaß er die große Schmach, die ihm geschehen war, und tauschte, tauschte...

Als die Sonne über den westlichen Tannen stand, erhob er sich und ging den Weg langsam zurück, den er um die Mittagstunde gelaufen war. Und mit jedem Schritt der Tiefe zu, kehrte mehr und mehr von dem zurück, was ihn fortgetrieben hatte. Er fühlte, daß nun alles aus war. Was er und seine Schwester seit Monaten als ein schmerzliches Geheimnis zu hüten gesucht hatten, war jetzt in aller Leute Mund. Man lachte über seinen Vater. Die Kinder des Dorfes verhöhnten ihn. Und Emma hatte es mit angesehen. Hatte sie nicht auch gelacht?

Gottfried suchte in seinen Erinnerungen. Nein. Gelacht hatte sie nicht. Aber was war das gewesen, das um ihren Mund gezußt hatte? War das nicht schlimmer gewesen, als wenn sie gelacht hätte? War das nicht ein unverhaltener Ekel gewesen, das, in ihrem Gesicht ...

„Meber meinen Vater! Ekel ...“ Er hauchte diese Worte klanglos vor sich hin und neigte den Kopf, als suchte er ihre Wirkung zu erproben.

Er atmete tief die Luft ein, und es war ein schmerzliches, schauervolles Röcheln. Ja, das war aus. Er schüttelte den Kopf und reckte sich dann steif empor. Damit war nicht mehr zu rechnen. Wieder wuchs seine Gestalt um ein Großes. Ja, dann mußte man eben ohne Emma fertig werden. Gottfrieds Gesicht bekam etwas Ehernes. Kein Muskel zuckte. Die Falte zwischen den Brauen und die Linien links und rechts des Mundes waren tief und wie mit Meißeln gehauen. Und nun zwang er seine Füße zu einem regelmäßigen Schritt. Der wurde steif und hart wie die Linien seines Gesichtes. Und so marschierte er, die Hände zu Fäusten geballt,

durch das Dorf, seiner Schmiede zu und wußte, daß das Leben, das mit dieser Stunde seinen Anfang nahm, nichts gemein hatte mit dem, was vorher war.

* * *

Agathe empfing ihren heimkehrenden Bruder mit leise gesprochenen Worten, die Zeugnis gaben von großer Sorge, die sie seinerwillen gelitten hatte. Ihre Augen glitten fragend über seine Gestalt und blieben an den scharf herausgetretenen Zügen seines über seine Jahre hinaus alten Gesichtes haften. Sie unterdrückte eine Frage und setzte ihm schweigend das Abendessen vor.

Ein flüchtiger Blick nach dem leeren Platz seines Vaters und einer in die Augen seiner Schwester überzeugten Gottfried, daß der Vater in der Kammer war.

„Wann?“ fragte Gottfried gedrückt und deutete mit dem Kopf nach der geschlossenen Türe.

„Am Mittag!“ kam es ebenso bitter von Agathens Lippen.

Gottfried nickte vor sich hin und schwieg.

Als er aufstand und in seine Kammer hinaufgehen wollte, hörte er sich leise beim Namen nennen. Er drehte sich nach seiner Schwester und schaute ihr tief in die Augen. Als er ihre stumme Bitte um Teilnahme an dem, was ihn bedrückte, gewährte, setzte er sich wieder, sah eine Weile schweigend vor sich hin und sagte dann, ohne eine Silbe zu betonen: „Es ist recht, daß du es wissen willst.“ Und nun erzählte er ihr in durcheinander laufenden Sätzen, was er in den letzten Tagen erlebt, was er gehofft und was ihm heute seine ganzen Pläne wie mit einem einzigen wuchtigen Faustschlag zertrümmert hatte.

Agathe legte ihre Hand auf seine auf dem Tisch liegende Faust und schwieg. Erst nach einigen Augenblicken bange Schweigens fragte sie, und eine geheime Angst zitterte in ihrer Stimme: „Was willst du jetzt tun, Gottfried?“

Gottfried zuckte die Achseln.

„Gottfried, gehst du fort?“ Agathens Stimme klang wie von Tränen schwer, und ihre Hand, die noch immer auf der seinen lag, zitterte.

„Ich habe daran gedacht, Agathe. Aber was soll dann aus dir werden?“

Agathe gab keine Antwort, konnte es aber nicht verhindern, daß ein lang zurückgehaltener Seufzer sich ihrer Brust entrang. Nun wandte Gottfried das Gesicht seiner Schwester zu und sah, wie sie unter dem Gedanken litt, ihn in dieser schweren Zeit verlieren zu können. Da griff er nach der auf der seinen zitternden Hand des Mädchens, drückte sie warm und sagte: „Ich bleibe hier, Schwester!“

Im Gefühl dankbarer Geborgenheit legte sie ihren Kopf auf seinen Arm, und er fühlte, wie Schauer aufquellender Tränen ihren Körper durchzitterten ...

Die nächsten Tage brachten wenig Neues. Gottfried vermied es, aus dem Hause zu gehen, denn er fürchtete sich vor dem Spott der Leute. Er lebte wieder mit seiner Schwester still die Tage ein und aus, und zuweilen schien es ihm, es wäre immer so gewesen. Nur wie an einen verflungenen, halb vergessenen Traum erinnerte er sich daran, daß da Tage gewesen waren, in denen eine andere, schöne und von Seligkeiten erfüllte Welt sich ihm erschließen wollte. Wenn er sich solchen Gedanken nachhängend ertappte, schüttelte er energisch den Kopf. Das war ja vorbei, das war ja erledigt. Und mit doppeltem Eifer wandte er sich allemal der Arbeit zu.

Sie hatten beide, Bruder und Schwester, nur eine Sorge; das war ihr Vater. Ohne Worte, nur mit scheuen Blicken, die sich vor einer Erwiderung zu fürchten schienen, fragten sie sich in stummem Einverständnis: Ist er da? Ist er fort? Schläft er? Wann wird er kommen? Wie wird er kommen? Und wie ein drohendes Schwert schwebte es immer über ihnen, und wie vor einem Verhängnis hangten sie davor, im Blick des andern den düstern Schleier zu sehen, der von Unerfreulichem erzählte.

So hatte Gottfried gar nicht beachtet, daß Emil an dem Abend, an dem er ihn wieder abholen wollte, ausgeblieben war. Erst als sein Freund, ein paar Tage später, unversehens bei ihm anklopfte, erinnerte sich Gottfried wieder ihrer Abrede. Er meinte im Gesicht Emils etwas wie Mitleid mit ihm und mit seiner Schwester zu lesen und wurde einsilbig und mißtrauisch. Er war davon überzeugt, daß sein Freund von dem gehört hatte, was

niemals irgend einer hätte erfahren dürfen. Das Gespräch ging stockend von einem zum andern und drehte sich um Dinge, die alle ein Kommen Emils nicht gerechtfertigt hätten. Schließlich nahm der Besucher einen auch nach außen hin sichtbaren Anlauf dazu, das zur Sprache zu bringen, was ihn eigentlich hergeführt hatte. Er zog sich die Weste glatt, rückte auf dem Stuhl zurecht, legte die linke Hand auf den Oberschenkel und gab sich dadurch, daß er sich gegen den flach auf dem Tisch liegenden rechten Unterarm stützte, das Ansehen eines behaglich Plaudernden.

„Sie haben mir am Dienstag abend Borwürfe gemacht, weil ich dich nicht mitgenommen habe. Du weißt schon wer“ — er blinzelte zutunlich zu Gottfried hinüber — „Aber ich hab halt gedacht, du würdest den Weg schon allein finden, wenn dir etwas daran gelegen wäre.“

„Ich hatte keine Lust,“ sagte Gottfried zögernd. „Außerdem hab ich überhaupt nicht im Sinne, jeden Dienstag in den Sternen zu kommen. Ich mag so etwas nicht anfangen.“

Emil nickte eifrig, als wollte er sagen: „Ja, ja, ich kann mir das eben denken. Du willst nicht einer werden wie dein Vater.“

Gottfried schlug mit den Stiefelsohlen ungeduldig den tannenen Fußboden und sagte dann: „Weißt du, ich habe eine größere Arbeit übernommen. Die gibt mir viel zu tun. Und dann bin ich am Abend zu müde. Man muß auch richtig geschlafen haben, wenn man etwas Rechtes schaffen will.“

Wieder nickte Emil, und Gottfried meinte, in einem nun einmal gefaßten Argwohn, auch darin wieder ein lästiges Eindringen in Geheimnisse wahrzunehmen, die er nun einmal mit keinem gemein haben wollte. So kam es, daß sich die beiden Freunde, als sie sich verabschiedeten, wieder fremder waren als an jenem Abend, da sie beide den Weg zueinander suchten und fanden.

Gottfried vergrub sich in sein Haus und verließ es nur, wenn er mußte. Er war schroff und wortkarg gegen die ganze Außenwelt und taute nur manchmal abends, wenn er mit seiner Schwester allein war, vorübergehend auf. Gewöhnlich aber saßen auch die Geschwister sich bei

den Mahlzeiten schweigend gegenüber. Jedes hatte mit seinen Gedanken zu tun, und jedes fürchtete sich davor, im Gespräch die eigenen Gedanken durch die des andern bestätigt und ergänzt zu fühlen.

Eine harte Erziehung, die besonders von seiten ihres Vaters nur allzu oft mit dem Stoß vertreten worden war, hinderte sie, auch jetzt noch, in ihrem Vater einen Menschen zu sehen, mit dem man wie mit jedem andern reden, verhandeln und umgehen konnte. Eine früh eingepflanzte Scheu vor der Autorität seiner Person hinderte sie, ihm mit Rathschlägen und Hilfsmitteln näherzutreten. Sie fühlten sich beide zu müßigem Zusehen verdammt und fanden nie den Mut zu ernsthaften Vorwürfen. Sie standen da wie mit gebundenen Händen und fühlten sich dazu verurteilt, von einem Tag zum andern, von einer Stunde zur folgenden tatenlos zuzusehen, was wurde.

Schweigend trugen sie so, was der Tag ihnen Schlimmes brachte. Und wenn einer — was nicht oft vorkam — glimpflich und ohne Demütigung verlief, dann schauten sie sich des Abends wie immer schweigend an, bloß daß es in ihren Augen, tief innen, wie das Aufgehen eines schönen Tages zaghaft leuchtete. Gleich darauf fiel aber wieder der Schleier darüber, und in der Angst vor den Ereignissen des kommenden Tages gaben sie sich den Gruß zur guten Nacht.

Gottfried arbeitete wie ein Pferd. Mit dem frühen Morgen war er am Amboß, und erst der Abend zwang ihn in die Stube und in die Kammer zurück. Er fühlte nur dann, wenn er den schweren Hammer auf das sprühende Eisen niedersausen ließ, einige Erleichterung und einiges Vergessen. Er verwandte eine seltene Liebe an alles, was ihm sein Handwerk brachte.

An einem sonnigen Morgen fuhr der leere Landauer, bespannt mit zwei schimmernden Rappen, vor der Schmiede vor. Der Fremde rief mit lauter Stimme nach dem Schmied, und gleich darauf stand Gottfried mit ruhgeschwärmtem Gesicht unter der Thür zur Werkstatt.

„Guten Morgen, Schmied!“ rief der Fremde mit munterer Stimme, sprang vom Boß und reichte dem jungen Mann die Hand zum Gruß. Ein Lächeln, das

erste seit jenem verhängnisvollen Vormittag im Sternen, glitt über das Gesicht Gottfrieds. Er nahm die dargebotene Rechte und schüttelte sie kräftig.

„Ich komm ein paar Tage zu spät,“ sagte der Fremde, „aber ich war die ganze letzte Woche so arg beschäftigt, daß ich nie dazu kam, die beiden Schwarzen anzuschirren. Aber jetzt wollen wir ans Werk, und wenn Euch auch dies gut gerät, nehmt Euch in acht, junger Meister, dann schick ich meine ganze Bekanntschaft zu Euch, wenn was zu beschlagen ist, und Ihr werdet elendiglich ersaufen in der Flut derer, die zu Euch gewalzt kommen!“

Gottfried besann sich nicht lange, sondern griff zu, wie es eines wackern jungen Burschen Würde verlangt, und gar nicht lange ging es, da stand das eine der beiden Röhlein, blickblank und dauerhaft beschlagen vor seinem Herrn und schlug mit dem neuen Schuhzeug wohlgenut die Erde, daß Funken und Steine flogen.

Der Fremde war sehr zufrieden und schaute vergnügten Auges zu, wie dem jungen Bengel die Arbeit flink und sauber von der Hand ging. Dann wurde seine Aufmerksamkeit von einem andern Schauspiel so sehr in Anspruch genommen, daß er nicht mehr darauf achtgab, wie der Schmied ernst und geschäftig, wie ein zu arg in die Höhe geschossenes Heindelmannchen sein Wesen trieb.

Vom Dorfe her wälzte sich ein johlender und lärmender Haufen Kinder. Als Urheber dieser sonderbaren Erscheinung beobachtete der Fremde einen älteren Mann, der in einer Art immer von links nach rechts und von rechts nach links die Breite der Straße abschrift, als hätte er von einem hohen Gemeinderat extra und ausdrücklich den Auftrag bekommen, festzustellen, ob sie auch ganz sicher an keiner Stelle zu breit und an keiner zu schmal geraten sei. Nun erkannte der Fremde in dem also Beschäftigten den Vater seines jungen Leib- und Hofhufschmieds und konnte nicht umhin, über diese Wahrnehmung erstaunt zu sein.

Gottfried war in der Werkstatt beschäftigt und sah und hörte in seinem Eifer von allem, was sich da draußen ereignete, nichts. Nun trat er, das letzte fertig zugerichtete Eisen an der Zange, unter die

Türe und sah seinen Vater an der Spitze dieses sonderbaren und demütigenden Aufzuges sein bakchantisches Wesen treiben. Erblichend blieb er auf der Schwelle stehen und schaute mit weit aufgerissenen Augen auf den trunkenen Mann, der sein Vater und das Gespött dieses Hauses war.

Nun stand der Vater vor seinem Sohne, schaute ihn aufstoßend mit verschwommenen Augen an und sagte, wie ein im Ausbluten befindlicher Kreisler mit dem ganzen Oberkörper um seine Füße wankend: „Du — du mußt nicht glau — glauben, daß ich mich da hinein — hineinmische. Ich ha — ich habe vierzig Jahre lang Pfer — Pferde be — hup — schlagen, aber für solch einen windigen Stadtfragen — tu ich das nicht. Das — das — das ist mir viel zu — zu — dumm — Viel zu — hupp — viel zu — hupp — viel zu dumm. Viel zu dumm. Viel — zu hupp — hupp — hupp — zu — viel — dumm ...“

Er wankte in den Haufen hinein, der kreischend auseinanderlief, und torfelte, gefolgt von der ganzen Menge, den Weg zurück, den er gekommen war, immer vor sich hin murmelnd: „Viel zu — dumm. Hupp! Viel zu — hupp — dumm — Viel ...“

Gottfried stand noch immer, starr vor Wut, Entsetzen und Scham, unter der Türe. Nun senkte er den Blick und sah das Eisen noch immer an der Zange. Da wandte er sich, als wäre nichts geschehen, wortlos wieder der Werkstatt zu, legte das Eisen noch einmal ins Feuer und machte nun seine Arbeit mechanisch, aber gut und ehrlich fertig. Dann half er dem Fremden noch, die Riemen an die Wage legen, und ging, als alles zur Abfahrt bereit war, ohne Wort und ohne Gruß davon, die Richtung einschlagend, in der der Haufe vorhin verschwunden war.

„Se, Meister! Euer Geld, Meister! Hört Ihr denn nicht?“ rief ihm der Fremde nach.

Gottfried hörte nicht. In seinem Innern riefen soviel Stimmen lärmend durcheinander, daß er die eine, die auch noch von außen dazukam, nicht von den andern auseinanderhalten konnte.

Zuerst wußte er nicht, wohin er wollte.

Er hatte ganz unbewußt den Weg eingeschlagen, den der wilde Zug gegangen war. Er fühlte nichts als einen würgenden Schmerz in der Kehle. Dann, ganz langsam, kam eine Wut über ihn, die ihn, wenn ihr daran gelegen hätte, mitten ins Verderben hätte jagen können. Er hätte am liebsten seine Fäuste an der ersten besten Mauer zerschlagen, nur um dreinschlagen zu können. Dann kam ihm in den Sinn: Diesen Weg, den ich jetzt gehe, ist — er gegangen. Und alles stand auf einmal wieder zum Greifen deutlich vor ihm. Mit dem, was ihm heute geschehen war, war es ein für allemal aus. Was konnte nun noch kommen? Erst war er um seine Liebe betrogen worden und hatte sich zu seiner Arbeit geflüchtet. Jetzt war ihm auch diese hunds jämmerlich zuschanden gemacht. Was nun? Vielleicht den Weg zurück machen? Jetzt, nachdem es mit der Arbeit vorbei war, wieder zurück zur Liebe?

Gottfried lachte ein rohes, stumpfes Lachen, wie wenn ein Tier den Versuch machte, den Menschen in diesem Stück nachzuahmen. „Daß ich auch dort wieder vertrieben werde und, wenn's gut geht, zurück zur Arbeit fliehen möchte! Und dann auch dort... Haha! Wenn ich als Uhrpendel oder als Glockenschwengel in die Welt hineingestellt worden wäre, ja, dann! Dann wäre eben alles richtig. Weiter als bis zum Pendel oder zum Glockenschwengel — und wenn auch von der Schmiede zum Sternen und vom Sternen zur Schmiede gependelt sein muß — reicht es nun doch nicht mehr. Gut, Vater, das kannst du haben. Du sollst sehen, daß ich von dir gelernt habe. Und — kann sein, daß mir mal, so zwischen Abend und Morgen, wenn ich gerade heimwärts pendle, ein Weibsstück in die Quere kommt. Dann will ich unterwegs Hochzeit feiern, und wohl bekomm's dem, der mich stört: meine Finger werden ihm einen lebendigen Ring um den Hals legen, der besser hält, als wenn ich ihn selber vom besten Eisen geschmiedet hätte.“

Einmal kam ihm Agathe in den Sinn. „Ja, Schwester, wenn er ein anderer wäre, nicht der Vater. Ich wollte mich schon wieder sauber waschen — nachher, daß keiner was merkt. Aber so ... Es gibt nichts anderes, Agathe, wenn ich nicht in



Carl Montag, (Winterthur) Paris.

Raft (1913).
Phot. Hermann Lindt, Winterthur.

der Werkstatt, an der Decke, den schweren Haken, weißt du, zu verliebt anschauen sollte ... Auch etwas!" brummte er vor sich hin und machte ein Gesicht wie ein Liebhaber im Stadium aufheiternder Ungewißheit.

Vor sich sah er den „Sternen.“ Ja, da wollte er nun hinein. Und zu Emma wollte er sich setzen. Was die wohl für ein Paar Augen machen wird? Erst wird sie fauchen und prusten wie eine Wildkatze. Dann wird sie sehen, wie ein guter Kunde er wird, und die Mutter wird ihr ans Herz legen, ihn, den Gottfried, gut zu behandeln ... Ja, ja, so wird es sein. Emma wird sein Schätzchen werden. Und er wird schon soviel trinken, daß ihn keiner von der Konkurrenz aussticht und ihm das saubere Maidlein abjagen kann. Er wird schon was hinunterbringen. Einen Durst verspürt er schon, einen Durst ... Den ganzen Brunnen möchte er sich ins Maul laufen lassen, wenn es nur kein Wasser wäre. Wasser — pfui Teufel! Schnaps, ganz gemeinen Trester oder Sprit, baren, brennenden Sprit will er glasweise hinuntergießen, daß die Därme mit dem Magen um die Wette zu walzern anfangen, vor lauter Vergnügen an so leckeren Genüssen.

Er lachte ingrimmig vor sich hin und schritt die drei Steinstufen zur Wirtsstube zum Sternen hinauf. Ein gedämpfter Lärm tönte ihm hinter der geschlossenen Tür entgegen. Er unterschied rauhe Männerstimmen und das klingende Stimmchen eines kreischenden Weibsstückes. „Emma,“ dachte er, „wart du, ich will mich jetzt gerade angemessen bei dir einführen, du blickblankes Maidlein du!“ Mit einem kräftigen Druck schlug er die Tür auf, daß er mit einem Mal in seiner ganzen Größe, wie eine Erscheinung, im Rahmen stand. Der Mund, den er zu ein paar saftigen Schimpfworten bereits aufgemacht hatte, blieb so weit offen, wie er gerade war, und schien all seine Vorsätze vergessen zu haben.

Gottfried schaute mit aufgesperrten Augen in das von einer Grimasse des Ekels verzerrte Gesicht Emmas, die sich den Armen seines trunkenen Vaters umsonst zu entwinden suchte. Mit einem Mal war all das von Gottfried genom-

men, was sich ihm auf dem Weg von der Schmiede bis hierher wie ein widerliches Gespinnst um die Seele gewoben hatte. Alle seine dumpfen, schmutzigen Gedanken waren von ihm gewichen, und er war wieder, wer er gewesen, ehe die lärmende Rotte, wie eine unheilbringende Gewitterwolke in sein friedliches Schaffen hineingefahren war und ihn um die Ruhe seiner Arbeit gebracht hatte. Mit zwei Schritten war er bei dem ungleichen Paar, riß mit ehernem Griff die Arme des Trunkenen auseinander, daß das Mädchen behende davonschlüpfte und zitternd hinter dem Schanktisch verschwand. Der alte Hartmann wandte sich mit drohender Gebärde nach dem noch unbekanntem Störefried und erschraf, als er die stattliche Erscheinung seines Sohnes, drohend wie einen leuchtenden Cherub, vor sich stehen sah. „Teufel! Laß deine — Praken von mir, du Satanskler! Einen Griff hast du — hast du — daß ein alter hilfloser Mann ...“ Die Phrase von dem hilflosen alten Mann schien dem Schmied zu gefallen; denn gleich fuhr er fort: „Was sind das auch für Manieren, sich so an alten, hilf — hilflosen Menschen zu vergreifen. Schämst du — schämst du — hup — dich nicht, du — hup — du Großmaul, du — Prahler, du ...“

Der Sohn hatte seinen Vater kräftig angefaßt und drängte ihn mit seiner erprobten, nüchternen Kraft der Türe zu.

„Seht ihr — hup — seht ihr — wie mein Büblein mit seinem alten — hilf — hup — losen Vater um — hup — geht? So geht es — hup — wenn man solch ein Unkraut gezeugt hat. Das überwuchert — hup — wenn es erst groß wird — hup — das ganze — hup — edle — hup — väterliche Gewächs!“ Und in einem plötzlichen Einfall: „Oder hab ich — ich alter, hilfloser Mann — hup — dir vielleicht dort“ — er gab seinem Kopf einen Ruck in der Richtung, in der Emma verschwunden war — „Konkurrenz gemacht?“ Er fühlte die kräftiger werdende Umklammerung Gottfrieds und schloß daraus instinktiv, daß er das Richtige getroffen. „Ja, ja, eine sau — hup — saubere Raße, die — hup — Emma. Glaub' schon, daß sie dir gefällt. Hup! Auch an — auch andere haben ihr Pläsierchen an

dem“ — er lachte boshaft — „glatten Tierchen — hup!“

Gottfrieds Hände klammerten sich wie Schraubstöcke um die Arme seines Vaters. Im Gesicht des jungen Mannes war nichts von dem zu lesen, was in seinem Innern vorging. Die gleichen ehernen Zeichen zeugten von seinem geradewegs dem Ziel zustrebenden Willen. Nur dann und wann leuchtete es in den Augen des Jungen unheimlich auf, und aus solch einem Blick konnte man sehen, wie tief, wie unendlich tief der junge Mann getroffen war. Gottfried schob jetzt seinen Arm wie zur Stütze unter den des Vaters, stemmte sich aber so schwer von unten in dessen Achselhöhle, daß der Alte, kaum mit den Füßen den Boden berührend, unverhältnismäßig gerade und aufrecht den Platz verließ. So gingen sie, der Alte vom Jungen mehr als zur Hälfte getragen, zusammen den Weg zurück, den sie vorher, jeder allein, gekommen waren.

Der Alte lallte seine unverständlichen Phrasen vor sich hin, schimpfte über die Welt und die Menschheit im allgemeinen und über Emma und Gottfried im besondern. Dieser sprach kein Wort. Mit demselben starren, teilnahmlösen Gesicht, das er schon die ganzen letzten Tage zur Schau getragen, schritt er seinen Weg und gestattete seinem unfreiwilligen Gefährten nicht, auch nur einen Schritt von der geraden Richtung abzuweichen. Der Alte war schon lange nicht mehr so gerade nach Hause gekommen wie an diesem Tage.

Gottfried schleppte seinen Vater die zwölfstufige Steintreppe zur Wohnung hinauf. Agathe war, durch das Geräusch der schwer auf die Stufen schlagenden Schritte aufmerksam gemacht, unter die Türe getreten und starrte die beiden an, als stände sie vor einer Erscheinung. Gottfried sah noch, wie sie jäh erblaßte und in ihrem Jammer hinzusinken drohte. Er wollte sie stützen, aber schon hatte sie sich, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, zusammengerafft und bedeutete ihm, mit einem Lächeln, das ihm die Schmerzen aufquellender Tränen in die Kehle jagte, daß alles vorüber und seine Hilfe nicht nötig sei. Einen einzigen kurzen Augenblick hatte der Sohn seines Vaters Arm losgelassen, als er im Begriff war, seiner

Schwester beizuspringen. Jetzt wandte der Junge sich wieder dem Alten zu und sah ihn hilflos über der steilen Treppe um seine Füße wanken. Jetzt neigte sich das Gewicht des Mannes, mit dem Rücken voran, der Treppe zu; im nächsten Augenblick mußte der Alte das Gleichgewicht verlieren und rücklings die Treppe hinunterstürzen. Ein schneller Griff Gottfrieds, ein kühner Ruck — und der Vater war gerettet. Gottfried war zum Sprung geduckt wie ein Raubtier, das sich auf seine Beute stürzt, jeder Muskel seines seh-nigen Körpers zum Zerreißen gespannt. Da gewahrte er im Gesicht des Vaters ein widerlich verzerrtes Hohnlachen, ein tierisches Zucken um den zitternden Mund und ein hilfloses Gloken roher, heraus- quellender Augen. Und wie zu Stein erstarrt stand Gottfried und rührte keines seiner Glieder. Mit vollständig teilnahm- losem Gesicht sah er, wie sich der schwere Körper seines Vaters, steif wie ein Stück Holz, hintüber neigte ... Mit einem dumpfen Krach schlug der Kopf auf die Kante eines der untersten Tritte. Dann wirbelten die Beine durch die Luft und legten sich ihrer ganzen Länge nach auf den flachen Boden. Und so, wie er vom Schicksal hingelegt wurde, so blieb der Körper des alten Hartmann liegen, und nicht das Zucken eines Fingers und nicht der Hauch eines letzten Atemzuges erinnerte daran, daß in die- sem stillen Leib noch in dieser selben Mi- nute ein Leben sein unseliges Wesen ge- trieben hatte. Nur ein roter Fleck auf dem Boden wurde größer und größer und dampfte ...

Agathe hatte aufgeschrien, wie von einer Kugel vor die Brust geschossen, als sie den Körper ihres Vaters durch die Luft sausen sah. Regungslos schaute sie zu, wie der alte Mann stille ward. Dann wandte sie ihren Kopf mit den gradaus starrenden Augen so weit zur Seite, daß der Blick dieser Augen die Augen des Bruders traf. Und mit kaum hörbarer, vor Entsetzen erstarrter Stimme rief sie, halb wissend, halb fragend: „Du?“

Gottfried begegnete ihrem Blick und hielt ihn aus. Und fest und klingend, als gälte es, vor einem höchsten Richter sich zu einer Sache herzhast zu bekennen,

sagte er: „Ja!“ Dann ging er die Treppe hinunter, vorsichtig um den roten, rauhenden Kreis herum und zur Türe hinaus.

„Gottfried, was tust du!“ schrie Agathe aus der tiefsten Not ihrer gequälten Seele heraus und rechte ihre Arme dem Verschwindenden nach.

„Ich hab zu tun, Agathe. Ich bin gleich wieder da,“ rief er zurück, und seine Schritte klangen vor der Türe.

Agathe konnte sich nicht von der Stelle rühren. Erst nach und nach gewann sie die Herrschaft über ihre Glieder. Nun wankte sie, sich an den Wänden verzweifelt haltend, den Weg, den Gottfried gegangen war. In der Werkstatt fand sie ihn. Er stand auf dem Amboß und hantierte mit beiden Händen an der Decke

herum. „Gottfried!“ schrie sie in einer plötzlich über sie kommenden Angst, daß der Bruder erschreckt zusammensuckte.

„Was schreiest du, Agathe,“ sagte er ruhig. „Ich will nur diesen Haken aus der Decke nehmen ... Da ist er schon!“ Er atmete auf, wie nach einer ermüdenden Arbeit, und sprang in einem gut bemessenen Satz vom Amboß. Den Haken warf er befriedigt in die Ecke und sagte: „Es ist halt ... Man hat manchmal Gedanken — so dumme. Weißt du? Und da mein ich, es ist besser, wenn kein solches Zeug an den Decken herumhängt und einen an etwas erinnert, das jetzt nicht mehr zu sein braucht ... Komm, Schwester!“

Sie gingen schweigend aus der Werkstatt.

Sonnenstunden

Daß es Sonnenstunden für dich waren,
Wirfst du fühlen noch nach langen Jahren
Und nach grauer Tage müdem Gleiten,
Nach gewollt ertragenen Einsamkeiten.

Sonnenstunden leuchten und verbluten.
Aber all ihr Gold und warmes Gluten
Ist unsterblich für ein tiefes Leben,
Dem sie stille Blütezeiten geben.

Helene Ziegler, Zürich.

Liebe ist stark wie der Tod.

Nachdruck verboten.

Urfassung und Vorlage für Luigi's Novelle von Romeo und Julia*),
übertragen von Dr. Walter Keller, Basel.

Zur Einführung.

Im letzten Januarheft dieser Zeitschrift erwähnte ich in meiner Einleitung zur Romeo und Julia-Übertragung (S. 28), daß Luigi da Porto den Stoff zu seiner prächtigen Novelle wohl direkt oder indirekt aus dem „Novellino“ des Masuccio da Salerno entlehnt habe. Diese Vermutung erscheint sehr glaubwürdig, sobald man beide Fassungen nebeneinander hält und vergleicht. Ich habe daher versucht, auch die schöne Erzählung Masuccios hier in Uebersetzung wiederzugeben. Es ist die dreiundzwanzigste seiner Novellen-sammlung, die 1476 erschien. Nahezu fünfzig Jahre lang konnte dann der Stoff ausreifen, bis Luigi ihn (1524) wiederaufnahm

und zur Romeotragödie umgestaltete. Da nun diese alten Geschichten statt einer kurzen Ueberschrift meist eine kleine Inhaltsangabe tragen, habe ich ihr den obigen Titel gegeben, der natürlich ebenso gut durch einen andern ersetzt werden könnte. Die Hauptsache ist ja der Inhalt. Die Handlung spielt noch nicht in Verona, sondern in der reizenden Bergstadt Siena in Mittelitalien, und die Liebenden heißen noch nicht Romeo und Julia, sondern Mariotto und Giannozza. Im übrigen wird jeder ohne Mühe erkennen, wie in dieser Geschichte Masuccios

*) Vgl. im laufenden Jahrgang der „Schweiz“ S. 27 ff. 77 ff.